Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 12

Artikel: Dawson City : eine Stadt mit dramatischem Schicksal
Autor: Wiese, Ursula von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164162

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ursula von Wiese

Dawson City – eine Stadt mit dramatischem Schicksal

Dawson City ist ein entzückendes Städtchen im kanadischen Yukonterritorium, 120 km von der Grenze nach Alaska entfernt, an der Mündung des Klondikes in den Yukon. Die Stadt ist noch jung nach unseren Begriffen, sie wurde erst 1896 gegründet, und doch lebt sie von ihrer Vergangenheit, und was es von ihrer grossen Zeit noch gibt, das gilt als antik. Sie ist leicht zu erreichen, mit dem Auto, mit dem Bus einer Reisegesellschaft, mit dem Flugzeug. Alle diese Reisen sind schön, am schönsten aber ist der Flug von Sitka aus über die wildzackige Gebirgskette der Coast Mountains in einer DC 3, von der aus man einen weiten Ausblick hat. Sieht man diese aufragenden Schneeberge, so dünkt es einen unfasslich, dass abenteuerliche Goldsucher den Weg nach Dawson City sogar im Winter finden konnten, und man begreift, dass viele von ihnen den Drang zum Gold mit dem Leben bezahlen mussten. Denn damals, um die Jahrhundertwende, war das Yukonterritorium nur von vereinzelten Pelzjägern und Fallenstellern bewohnt, die für die Hudsonbai-Kompanie arbeiteten.

Diese Pelzjäger ahnten nicht, dass sie sozusagen in Gold wateten. Das Gold wurde zur selben Zeit endeckt, als der amerikanische Politiker William Jennings Bryan nach seiner berühmten Rede, in der er sagte, man solle die Menschheit nicht an ein Kreuz aus Gold schlagen, von der silberfreundlichen Demokratischen Partei zum Präsidentschaftskandidat gewählt wurde. Er unterlag dem Republikaner Mac Kinley – das Gold am Klondike war stärker. Es wurde jedoch nicht nur ihm zum Schicksal, sondern unzähligen Menschen und der Stadt Dawson.

Wenn man heute auf dem Midnight Dome steht, dem Berg, der über Dawson City aufragt, auf dem man am 21. Juni die Sonne im Norden untergehen und kurz darauf wieder aufgehen sieht, und über das Yukonterritorium blickt, versteht man nicht recht, warum das Klondike-Tal anders sein soll als die unzähligen anderen namenlosen Täler. George Carmacks muss jedoch irgend etwas gespürt haben, denn er liess seine Lachsnetze am Klondike im Stich und wanderte mit seinen Indianerfreunden Skukum Jim und Tagisch Charley den nahen Rabbit Creek hinauf. Bevor der Tag zu

Ende ging, hatten sie das reichste Goldvorkommen auf der Erde entdeckt. Es war der 17. August 1896. Als eigentlicher Entdecker gilt jedoch Robert Henderson aus Neuschottland, der schon vorher auf der anderen Seite der Dome-Wasserscheide im Indian River Gold gefunden hatte. Er suchte fleissig weiter, ohne zu ahnen, dass Carmacks, der den Rabbit in Bonanza Creek umgetauft und seinen Claim abgesteckt hatte, als Entdecker gefeiert wurde.

Die Nachricht vom Riesengoldfund verbreitete sich schnell, und von überallher kamen die Männer aus Alaska und dem nördlichen Britisch-Kolumbien, die seit 1873 am Yukon nach dem spärlich vorkommenden Golderz gesucht hatten, gaben ihre Niederlassungen auf und strömten nach Dawson. Denn Dawson war sehr rasch entstanden. Ein Mann namens Joe Ladue, der anderes im Kopf hatte als Gold, gründete die Siedlung und bereitete sich in kluger Voraussicht auf den Ansturm vor, der nicht lange auf sich warten lassen konnte. Er baute Blockhäuser auf dem ebenen Schwemmland an der Mündung des Klondikes. Er war 1882 aus Plattsburg im Staat New York gekommen, war 15 Jahre lang der beliebteste Mann am Klondike, gewährte jedem und allen Kredit und wurde von den Weissen wie von den Indianern nur Old Joe genannt. Er taufte die Siedlung nach einem alten Freund, dem Geologen Dr. George M. Dawson, der sich als Wissenschafter einen grossen Namen gemacht hat.

Der Goldrausch von Dawson City war anders als alle vorhergehenden. Es war ein bestrickender Gedanke, dass es sich nicht um Berggold, sondern um Waschgold handelte. Wasser gab es zur Genüge, jeder Bach und Fluss in diesem Teil des Yukonterritoriums führte Gold, und die fortschreitende Technik hatte das Schürfbaggern gebracht, das die mühselige Wäsche von Hand ersparte. Es wäre alles vorzüglich abgelaufen, wenn nur kapitalkräftige Kenner der Goldgewinnung gekommen wären; so aber kamen ein Jahr später Handwerker und kaufmännische Angestellte, die nicht wussten, wie man ein Tragpferd aufzäumte, und die vor allem keine Ahnung vom Land und von seinem Klima hatten. Sie blieben auf der Strecke und wussten nicht ein und aus.

Als der Winter 1896/97 die Goldsucher einschloss, waren sie nach zweimonatigem Goldwaschen reiche Leute geworden. Es galt nur noch, den Frühling abzuwarten und das Gold zu verschiffen. Als die «S. S. Portland» im Sommer 1897 in Seattle einfuhr, trug der Dampfer über zwei Tonnen Gold mit sich, und noch viel, viel mehr sollte folgen. Und als dann am 16. Juni die «Excelsior» der Alaska Commercial Company in San Francisco anlegte und sechzig wettergegerbte Prospektoren Gold im Wert von 750 000 Dollar in Kaffeebüchsen, Rupfensäckchen und Truhen mitbrachten, war die Welt wie vom Blitz getroffen.

Allen Goldfunden in Colorado, Kalifornien (1849), Australien und Südamerika zum Trotz kam nichts der Goldfülle gleich, die in dem kleinen Fluss hoch oben im Norden gefunden worden war, dessen Namen niemand aussprechen konnte.

Dank dem neuen Telegraphen und der Presse, die um die Jahrhundertwende vorzüglich arbeitete, verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Ein Goldfieber ergriff die Menschen wie noch nie zuvor. Man erzählt sich, dass Barbiere jählings ihre Arbeit liegenliessen, Lokomotivführer den Zug anhielten und absprangen, Anwälte aus dem Gerichtsgebäude rannten, Polizisten ihre Runde aufgaben, und es geht sogar die Mär von einem Arzt, der einen Kollegen anrief, der andere solle die Operation zu Ende führen, weil er selbst sofort aufbrechen wolle, bevor ihm jemand das Gold wegschnappte.

Man schätzt, dass über 100 000 Menschen aus allen Weltgegenden nach Dawson strebten. Sogar aus Australien kamen sie – unter ihnen die berühmten Guggenheims, die tatsächlich ihre Millionen in Dawson aus dem Klondike schöpften –, ohne dass sie wussten, wo Alaska und der Yukon lagen.

Darin liegt die Tragödie des Klondike-Goldrauschs, der sich zehn Jahre später, zu Beginn des technischen Zeitalters, kaum ereignet hätte. Die wenigsten von all diesen Männern konnten sich in der Wildnis zurechtfinden, und zu allem mussten sie den schwierigsten Weg in den Annalen der Goldrauschgeschichte zurücklegen. 60 000 von ihnen gelangten nur bis zu den Hafenstädten Seattle und Vancouver, 35 000 bis Skagway und Dyea, und nur 35 000 überstanden den beschwerlichen Weg nach Dawson. Journalisten tauften ihn den «Weg der Tränen».

Die leichteste, aber kostspieligste Route war die Dampferfahrt von der Mündung des Yukons etwa 2250 km flussaufwärts. Das war die Route des «reichen Mannes».

Die kanadische Regierung empfahl den Weg von Edmonton aus durch das Gebiet des Peace River und dann durch die unvorstellbar schrecklichste nördliche Tundra. Über 500 Männer wählten diesen Weg, und Ende 1889 war keiner von ihnen am Klondike angekommen.

In den Hafenstädten wurden Flugblätter verteilt, die nach einer Flussfahrt von Fort Wrangell aus eine Eisenbahn verhiessen; doch diejenigen, die diesen Weg wählten, um den amerikanischen Zoll zu umgehen, fanden keine Eisenbahn, statt dessen stiessen sie auf Sumpfgebiet, das im Sommer unpassierbar war.

Es gibt keine Statistik, die besagt, wie viele Menschen auf dem Weg nach Dawson ihr Leben liessen, besonders auf dem von Edmonton aus. Es ist grotesk und makaber, dass man gerade in Edmonton alljährlich Anfang Juli

die «Klondike Days» feiert, an denen viele Bürger im Kostüm der Jahrhundertwende einen Umzug veranstalten, zehn Tage, die den Goldfunden bei Dawson gelten. Nur weil sich Edmonton als Tor zum Klondike betrachtet.

Die meisten Goldsucher benutzten den Lynn-Kanal, stiegen in Skagway oder Dyea aus, überquerten den White Pass mit Packtieren, bauten sich am Yukon ein Floss und fuhren den Yukon hinunter. Die einzigen Hindernisse auf der 900 km langen Strecke bildeten der Miles Canyon sowie die Stromschnellen Whitehorse und Five Fingers, die allerdings tückisch sind.

Fast alle Neuankömmlinge kannten weder das Land, noch verstanden sie etwas von der Goldgewinnung. Die Einheimischen pflegten ihnen den Rat zu geben: «Je länger man hier bleibt, desto weniger kennt man sich aus. Bleibt man lange genug, so merkt man, dass man gar nichts weiss.»

Sie fanden in Dawson reges Leben vor. Frachtschiffe trafen regelmässig aus St. Michael ein, und es gab sogar einigen Luxus. Die Zeitungen nannten die Stadt das «Paris des Nordens». Aber es ging in Dawson nicht so rauh und lasterhaft zu wie in anderen Goldgräberstädten. Erstens liess die berittene Polizei keinen Mittellosen herein, und zweitens duldete Kanada keine Gesetzlosigkeit an seiner Grenze. Wer sich etwas zuschulden kommen liess, der erhielt den «blauen Zettel», was bedeutete, dass er die Stadt mit dem nächsten Schiff verlassen musste. Zwar wurde viel gespielt, und es gab hier zahlreiche lockere Dämchen, doch das wurde als notwendig in einer Goldgräberstadt geduldet. Sogar zu dieser Zeit, wo Dawson von 30 000 Fremden bevölkert war, kannte man keine Haustürschlösser, und ein Boot, das Gold im Wert von zwei bis drei Millionen Dollar trug, konnte von einem einzigen unbewaffneten Wächter flussabwärts zur Stadt gesteuert werden.

Die späteren Neuankömmlinge stellten jedoch auch fest, dass alle Claims an den Flüssen und Bächen bereits abgesteckt waren. Kein Plätzchen mehr, alles abgegrast von den Alteingesessenen und den ersten Zuzüglern, ehe der eigentliche Goldrausch begonnen hatte.

Immerhin gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Der Lohn für Handlangerdienste war gut: ein Dollar fünfzig die Stunde. Dennoch war das eine bittere Pille nach monatelanger falscher Hoffnung.

Die glücklichen Claimbesitzer gaben das Geld mit vollen Händen aus, und das Geschäftsleben blühte. Auch der Winter verging in Glückseligkeit. Im Sommer 1899 änderte sich das. Im Juli erfuhr man, dass im vorigen September am Anvil Creek Gold entdeckt worden war. Die Eskimosiedlung lag, wie man feststellte, nur ungefähr 150 km von St. Michael entfernt, wohin man mit dem Floss leicht gelangen konnte. Binnen zwei Wochen hatten 8000 Mann Dawson verlassen, um nach Nome, wie der

neue Ort am Anvil genannt wurde, zu ziehen. Am 1. Oktober wimmelte es in Nome von Kaufläden, Saloons, Zelten und Blockhütten, die sich sechs Kilometer weit am Ufer hinzogen. Die Bevölkerung betrug 8000 Seelen, lauter ehemalige Dawsoniten.

Das war das Ende von Dawsons grosser Zeit. Zwei Jahre hatte sie gedauert. Die Männer, die zurückgeblieben waren, liessen ihre Angehörigen kommen, und auch dadurch änderte sich das Antlitz der Stadt. Die Ehefrauen sorgten dafür, dass die Saloons und Spielsäle auf die andere Seite des Flusses verlegt wurden, und man nannte das Quartier Klondike City oder Lousetown. Von Männern, die dort einen Abend verbrachten, hiess es, sie «benutzten die Brücke», womit die Seilbrücke gemeint war, die den Klondike überspannte. Obwohl nun ein viktorianischer Geist in Dawson herrschte, lebte es sich hier immer noch gut. Sportvereine wurden gegründet, und da sogar Staatsbeamte hierher zogen, entwickelte sich eine gesellschaftliche Hierarchie. Um zur Elite zu gehören, musste man nur ein Staatsbeamter sein, und derartige Posten gab es zur Genüge. Als im Jahr 1907 die letzte Tanzhalle geschlossen wurde, war es offensichtlich, dass Dawson City nie mehr wie früher werden würde. Immer mehr Leute zogen fort, so dass sich die Einwohnerzahl im Jahr 1908 auf knapp 10 000 belief, und 1911 war sie auf 3013 gesunken.

1910 gab es nur noch wenige private Goldsucher. Alle anderen hatten ihren Claim an drei grosse Baggergesellschaften verkauft. Das Klondike-Gebiet war zwar nicht mehr das grösste goldfördernde der Welt, konnte sich aber immer noch sehen lassen. Zwischen 1906 und 1917 wurde alljährlich Gold im Wert von 4 bis 5 Millionen Dollar auf den Markt gebracht, fast alles mit dem Schürfbagger aus dem Boden geholt. Die grossen Bagger hatten ihr Teil zur Veränderung der Stadt beigetragen. Die Goldwäscher waren wintersüber immer in der Stadt geblieben, doch da die Bagger im Winter stillgelegt wurden, brachten die Arbeiter ihre Familien lieber fort aus der eisigen Kälte (bis zu minus 50 Grad Celsius), so dass Dawson während der kalten Monate wie heute fast eine Geisterstadt war.

Vom Ersten Weltkrieg wurde Dawson City kaum berührt, obwohl einige Männer sich zum Militär meldeten. Aber es stand ihr ein grosses Unglück bevor, das mit dem Krieg nichts zu tun hatte. Wie üblich verliessen vor dem letzten Kriegswinter viele Familien die Stadt mit dem letzten Schiff der Saison, um von Skagway aus mit der «S. S. Sophia» nach Vancouver zu fahren. Am Abend des ersten Tages auf See lief die «Sophia» auf Grund, und zwar im Lynn-Kanal zwischen Skagway und Juneau. Ein Schiff, das zu Hilfe kommen wollte, erhielt vom Kapitän den Bescheid, alles sei in Ordnung, er wolle nur die Flut abwarten. Am folgenden Morgen rutschte die «Sophia» vom Vanderbilt-Riff ab und zog sich ein grosses Leck

am Rumpf zu. Der Funker funkte SOS und fügte hinzu: «Nur Zeit, adieu zu sagen, wir sinken.» Als Rettungsboote kamen, war von der «Sophia» nichts mehr zu sehen ausser der Spitze ihres Mastes. Es war die schlimmste Seetragödie in der Geschichte der alaskischen Küste. Mit der «Sophia» gingen 343 Menschen unter, die meisten stammten aus Dawson. Neunzig Passagiere gehörten der Besatzung von Flussdampfern an, sie hatten in Dawson gewohnt. Die anderen waren Baggerarbeiter mit ihren Angehörigen.

Für Dawson, damals eine Stadt mit etwas über 1000 Einwohnern, war es ein entsetzlicher Schlag. Man spricht noch heute mit bebender Stimme davon. Obwohl die Siedlung erst 20 Jahre alt war, nahm sie schon das Aussehen einer Geisterstadt an. Es gab zehnmal mehr Häuser als Einwohner. In einem Glückstaumel geboren, aufgepäppelt mit internationaler Berühmtheit, war die Stadt eine Greisin, die keine Jugend und Reife erlebt hat.

Während der «tollen zwanziger Jahre» erlebte Dawson eine trübe Zeit. Die drei Minengesellschaften waren zur Yukon Consolidated Gold Corporation fusioniert worden, und das bedeutete, dass die Zahl der Bagger beschnitten wurde und die Goldproduktion im Jahr 1926 auf 529 000 Dollar sank. Das war der tiefste Stand der Produktion seit 1896, als es in dem Gebiet nur eine Handvoll Prospektoren gegeben hatte.

Aber es scheint, dass Dawson City dazu bestimmt war, immer das Umgekehrte als die übrige Welt zu erleben. Als die Depression kam, die in der Wirtschaftswelt so grossen Schaden anrichtete, erwachte Dawson City aus 25jährigem Schlaf und sah sich in einer sehr angenehmen Lage. Nicht nur wurde ihr einziges Produkt, Gold, dringend gebraucht, sondern sie hatte in jener Zeit etwas noch Notwendigeres zu bieten, nämlich Arbeitsplätze. Die Corporation verdoppelte die Zahl ihrer Bagger, Flussboote brauchten Leute zur Beförderung der nach Dawson strebenden Arbeiter, Holzfäller wurden zum Bau der Schiffe benötigt, und da der Ort wieder ins Gerede kam, erschienen neue Goldsucher, die keine Rosinen mehr im Kopf hatten, sondern sich mit kleinen Einnahmen für ein paar Goldflocken aus der Umgebung zufriedengaben.

Seit 1918 begann die Produktion wieder zu steigen; es war eine gute Zeit für Dawson City, besonders für den Baggermann, der jetzt monatlich 300 Dollar verdiente. Keinen einzigen Arbeitslosen gab es hier. Dawson City blühte wieder auf, während die übrige Wirtschaftswelt stagnierte. Der Boom trug die Stadt durch die dreissiger Jahre.

Im Zweiten Weltkrieg aber waren Arbeitskräfte wichtiger als Gold. Vor allem wurden Soldaten gebraucht, und viele Männer wurden eingezogen. Die Goldproduktion sank wieder, und die Corporation konnte nur 400

Mann beschäftigen. Viele Bagger an den weniger ergiebigen Flüssen standen still und wurden nie mehr in Betrieb genommen. Ein anderes Ereignis wirkte sich jedoch noch viel unheilvoller auf Dawson City aus. Da ein japanischer Angriff drohte, wurde sich die Regierung der Vereinigten Staaten der strategischen Bedeutung Alaskas bewusst. Deshalb wurde bebeschlossen, eine Strasse nach Alaska zu bauen, die achteinhalb Monate später vom Dawson Creek in Britisch-Kolumbien durch 2400 km nördlicher Wildnis nach Fairbanks führte. An dieser Strecke lag die kleine Siedlung Whitehorse, die infolgedessen im Yukonterritorium ungeheure Bedeutung erlangte (sie ist heute die Hauptstadt des Distrikts). Das war für Dawson City der Anfang vom Ende. Whitehorse war nun durch eine Strasse mit der Aussenwelt verbunden, als einzige Ortschaft im Yukonterritorium. Die schwelende Rivalität zwischen den beiden Ortschaften kam offen zum Ausbruch, als gemunkelt wurde, dass Dawson der Status einer Hauptstadt, der 40 bis 50 Beamtenposten bedeutete, entzogen werden sollte. Das musste zu wirtschaftlicher Einbusse führen. So erhielt Dawson City während des Zweiten Weltkriegs einen doppelten Kinnschlag. Den Verlust so vieler junger Männer hätte sie vielleicht ertragen können, aber es wäre zuviel erwartet von einer sterbenden Goldstadt, die sechs Monate im Jahr vollständig isoliert war, es mit einer aufblühenden Stadt 450 km weiter südlich aufzunehmen, die ein wärmeres Klima hatte und das ganze Jahr hindurch betriebsfähig war. Ausserdem wurde Whitehorse, das seit 1928 einen Flughafen hatte, an das nordwestliche Flugverkehrsnetz angeschlossen. Dawson City hingegen hatte seinen Flughafen erst seit 1942, der wegen der nahen Berge bei den Piloten weniger beliebt war, und so abseits lag, dass dafür wenig Verwendung war. Obwohl das Städtchen immer noch sein Gold hatte, war es für die moderne Welt bedeutungslos. Im Jahr 1951 hatte es nur noch 783 Einwohner. Aus reiner Sentimentalität durfte es vorläufig noch Hauptstadt bleiben. Es schien eine grosse alte Dame mit Tradition zu sein, die das härteste Herz zu rühren vermag.

Dennoch wurde 1951 verkündet, dass das «Capitol» des Yukonterritoriums nach Whitehorse verlegt würde. Der Umzug dauerte zwei Jahre, und im Herbst 1952 wurde die letzte Sitzung des Distriktsrates in Dawson abgehalten. Da keine Regierungsformulare mehr zu drucken waren, mussten die «Dawson Daily News», die einzige Zeitung am Klondike, welche die mageren Jahre überlebt hatte, ihr Erscheinen einstellen. Früher hatte es hier vier Zeitungen gegeben, die erfolgreich miteinander konkurrierten.

Während diese Symptome wirtschaftlichen Verfalls auftraten, arbeitete die Corporation unbeirrt weiter. Zwischen 1952 und 1963 wurde jährlich Gold im Wert von zwei bis drei Millionen Dollar auf den Markt gebracht.

Doch immer mehr Strassen wurden zur Erschliessung des kanadischen Nordens gebaut, und so sehr sie den Ortschaften auch zugute kamen, für das Städtchen Dawson, das 50 Jahre lang als Flussstadt gelebt hatte, bedeuteten sie den Tod. Jede neugebaute Strasse verringerte die Notwendigkeit, den Fluss zu benutzen, und 1955 wurden Klondike und Dawson City an das Strassennetz angeschlossen. In jenem Jahr legte der Dampfer zum letztenmal in Dawson an, 1959 das letzte Floss. Jetzt ist der Fluss leer bis auf die Kanuten im Sommer, die dem «Weg der Tränen» von 1898 folgen wollen.

Immerhin waren die Bewohner des Städtchens jetzt nicht mehr im Winter von der übrigen Welt abgeschlossen. Sie konnten bleiben oder gehen, ganz wie es ihnen beliebte. Es war beträchtlich billiger, im Winter fortzugehen, und Dawson verlor immer mehr der dringend benötigten Einwohner.

Am empfindlichsten wurde die einst so blühende Stadt getroffen, als die Corporation, die ihr 43 Jahre lang zum Überleben verholfen hatte, 1963 ihre Tore schloss, weil die Goldvorkommen versiegten, so dass sie mit Defizit arbeitete. Gerade zu dieser Zeit wurde am Clinton Creek, einem Nebenfluss des Fortymiles, Asbest entdeckt, so dass die Baggerleute wenigstens dort Arbeit fanden. Anfangs gaben sie ihr Geld noch in Dawson City aus, doch als in Clinton ein Saloon und Geschäfte eröffnet wurden, trocknete auch diese kleine Einnahmequelle aus. Dawson konnte sich nur an zwei Hoffnungen klammern: Entweder stieg der Goldpreis, der sich seit Jahren auf 38 Dollar je Unze hielt, auf 200 Dollar – was kaum anzunehmen war –, oder man stieg ins Tourismusgeschäft ein.

Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte es ein wenig Tourismus gegeben, denn den zweimal wöchentlich anlegenden Flussdampfern waren manchmal bis zu 130 Reisende entstiegen, die jedoch für sich selbst sorgen mussten, da Dawson als Goldstadt kaum Verwendung für sie hatte. Das sollte nun anders werden: Die Klondike Visitors Association wurde gegründet. Man sorgte für Unterhaltung der Gäste, indem man einen Sketch inszenierte nach Robert Services Ballade *«The Shooting of Dan McGrew»*, die jeder Amerikaner und Kanadier kennt, und die Aufführung war so grotesk schlecht, dass die Leute nicht aus dem Lachen herauskamen. Bootsausflüge wurden veranstaltet und in dem alten Saloon Diamond Tooth Gertie's ein Spielsalon eingerichtet, der einzige legale in Kanada. Das Palace Grand Theatre wurde wiederaufgebaut, und hier gastierte einmal sogar Bert Lahr, der berühmte Löwe in dem Film-Musical *«Wizard of Oz»*. Vor allem der mit viel Mühe legalisierte Spielsalon, der heute fast einen eleganten Anstrich hat, erwies sich als Attraktion und Fundgrube.

Dawson City beging nicht den Fehler, mit den Einnahmen aus dem Tourismus Hotelhochhäuser und Glitzerpaläste zu errichten. Obwohl sie

einst die mächtigste Stadt im Yukonterritorium gewesen war, wussten die Stadtväter, dass ihr Reiz auf der Erhaltung des Alten beruhte, und darauf richteten sie sich aus, als sie Dawson City zu einer Sehenswürdigkeit machten. Zementbauten sind verpönt, die Häuser dürfen nur höchstens zwei Stockwerke hoch sein, und die alten hölzernen, erhobenen Gehsteige werden wiederhergestellt. Dawson City soll das Bild einer Goldgräberstadt bieten. Als solche ist sie jetzt so berühmt, dass die amerikanischen Reisebüros bei einer Fahrt durch Alaska den Abstecher über die Grenze nach Kanada in ihr Programm einschliessen. Langeweile gibt es hier nicht. Ein interessantes Museum ist da, im Theater treten während der Saison, von Mai bis Oktober, allabendlich die «*Gaslight Follies*» auf, die immer noch «*The Shooting of Dan McGrew*» spielen. Die Blockhütte des Dichters der Ballade, Robert Service, genannt der Barde vom Klondike, der hier von 1907 bis 1912 gewohnt und unter anderm an den «*Songs of a Rolling Stone*» gearbeitet hat, kann ebenso besichtigt wie die nebenstehende, wo Jack London gehaust hat, der zu den ersten Goldsuchern gehörte und seine Eindrücke aus dieser Zeit in seinen Klondike-Abenteuergeschichten verarbeitet hat. Das «Goldzimmer» im oberen Stock der Bank of Commerce, wo er sich sein Brot verdiente, ist immer noch da; es enthält eine Ausstellung der Instrumente, mit denen die Nuggets gewogen, gemessen und eingeschmolzen wurden. Man kann Ausflüge zu alten Schürfbaggern und ehemaligen Fundstätten unternehmen. Nur etwas unterlasse man wohlweislich: Man wasche ja nicht Gold im Yukon, denn dort sind immer noch drei Claims, und die Baggerleute erschiessen jeden, der sich in ihrem Gebiet betätigt. Das Vergnügen der Goldsuche ist einem Ausflug nach Poverty Bar vorbehalten, wo man für fünf Dollar am Bonanza Creek Gold waschen kann. In der Pfanne, die man erhält, bleiben tatsächlich Goldflocken oder -staub zurück, wenn man sie richtig schwenkt. Diesen Fund kann man sich, so man will, in einem durchsichtigen flachen Behälter an dünner Kette aus unechtem Gold um den Hals hängen. Die Amerikaner, die sich das natürlich nicht entgehen lassen, lachen vergnügt bei dieser einzigartigen Tätigkeit, die einst Menschen zu Millionären gemacht hat. Im Spielsalon sitzt man an echten Spieltischen aus der Zeit um 1900, und auch das alte Postamt ist noch in Betrieb. So wird auch heute noch die versunkene Zeit nachgelebt, und jährlich am 17. August wird der «Discovery Day» gefeiert, ein drei Tage dauerndes Fest mit Kostümierung – es ist der Jahrestag des ersten reichen Goldfundes.

Dawson City, die sich nach grausamen Fehlschlägen so wacker bemüht, mit der Zeit mitzugehen, ohne ihren Reiz zu verlieren – im Gegensatz zu den meisten Orten, die vom Fremdenverkehr leben –, Dawson City ist eine Reise wert.